



Verloren

Predigt am 20. Juni 2021, Kirche St. Blasius zu Ziefen

3. Sonntag nach Trinitatis

Pfr. Roland A. Durst

Zwei von drei Gleichnissen aus dem Lukas-Evangelium, die sich um die Thematik des Verlorenen drehen, sind der heutige Predigttext. Dabei ist eines von beiden sehr berühmt und wohl auch eher kirchenfernen Menschen vertraut: das Gleichnis vom verlorenen Schaf.

Die gängigen Auslegungen dieser Verlorenen-Gleichnisse deuten sie als Ausdruck der Güte und Gnade des Göttlichen. Aber auch zur Verdeutlichung des unschätzbaren Wertes eines jeden Lebens und der damit zusammenhängenden Liebe Gottes werden diese Gleichnisse oft herangezogen.

Und schliesslich soll uns mit ihnen das ganz und gar andere Denken, Handeln und Fühlen des Göttlichen nähergebracht werden: Mensch, sei dir bewusst, das Göttliche denkt, handelt und fühlt unvorstellbar anders. Vor allem als wir Menschen!

Ich möchte einen etwas anderen Zugang zu diesen beiden Gleichnissen wagen. Aber hören Sie sich zunächst die wenigen Zeilen aus dem Lukas-Evangelium an.

1 Es kamen immer wieder alle, die beim Zoll beschäftigt waren und zu den Sündern gezählt wurden, um ihn zu hören. 2 Die Angehörigen der pharisäischen Glaubensrichtung und die Schriftgelehrten murrten und sagten: »Der akzeptiert ja sündige Leute und isst mit ihnen!« 3 Jesus aber gab ihnen folgenden Vergleich: 4 »Gibt es jemanden unter euch, der 100 Schafe hat, und wenn er eines von ihnen verliert, nicht die 99 in der Wildnis zurücklässt, um dem Verlorenen nachzugehen, bis er es findet? 5 Und wenn er es gefunden hat, so setzt er es voll Freude auf seine Schultern. 6 Zu Hause ruft er seine Freunde und die Nachbarschaft zusammen und sagt ihnen: »Freut euch mit mir: Ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war!« 7 Ich sage euch: Vergleicht! Wird im Himmel Freude sein über einen Sünder, der umkehrt, oder über 99 Gerechte, die eine Umkehr nicht nötig haben?

8 Oder: Gibt es eine Frau, die zehn Silberstücke hat und eins davon verliert, die nicht eine Lampe anzündet und das Haus mit dem Besen kehrt und sorgfältig durchsucht, bis sie das Geldstück findet? 9 Und wenn sie es gefunden hat, ruft sie ihre Freundinnen und die Nachbarschaft zusammen und sagt: »Freut euch mit mir: Ich habe das Silberstück, das ich verloren hatte, wieder gefunden!« 10 Ich sage euch: Genauso wird bei den Engeln Gottes Freude sein über eine sündige Person, die umkehrt.« (Lk15, 1-10)

Amen.

Liebe Hörende und Mitsuchende

Um den angekündigten, etwas anderen Zugang zu diesen beiden Verloren-Gleichnissen zu ebnen, ist folgende Begebenheit hilfreich:

In einer deutschsprachigen Stadt ging eine gehbehinderte Frau an ihren Stöcken den Schaufenstern entlang. Plötzlich merkte sie: einer ihrer Schuhriemen hat sich gelöst. Was tun? Sie kann sich stehend nicht bis zu ihren Füßen bücken; ein Stuhl, um sich hinzusetzen, ist nicht in der Nähe; weiterzugehen ist zu gefährlich, denn sie könnte stolpern. Sie fragt eine Passantin: 'Könnten sie bitte so freundlich sein, mir mein Schuhband wieder zuzubinden?' Sie bekommt zur Antwort:

‘Ach entschuldigen Sie bitte, aber man könnte ja denken, wir gehören zusammen’. Sprachs und ging weiter.

Da ist dieser Frau doch etwas verloren gegangen, dass sie sich nicht bücken und der behinderten Frau den einen Schuh wieder binden konnte.

Und ich meine nicht unbedingt Anstand oder Respekt. Viel mehr aber doch ein gutes Stück Mitgefühl.

Aber das alleine griffe zu kurz.

Denn in diesen beiden Gleichnissen von vorhin ist ja von den Sündern und Sünderinnen die Rede.

Sünde ist ein enorm grosses Wort.

Und das Fassen des Begriffs der Sünde füllt Bibliotheken.

Mit der Sünde wird etwas Fundamentales ins Spiel gebracht. Etwas, was uns Menschen ganz grundlegend auf Abwege bringt.

Also eine Art Ur-Sünde.

Doch dieser Begriff wurde von Augustinus bereits besetzt, und zwar auf eine höchst unheilvolle Art: Der Mensch sei aufgrund seiner Sexualität und der damit einhergehenden Fortpflanzung auf sündige Weise entstanden und könne somit diese Sünde nie und nimmer wieder loswerden.

Fatalerweise hält sich diese Interpretation schon seit mehr als 1500 Jahre beharrlich und sorgt auch heute noch – oder wieder – für allerhand Verletzungen. Es sei nur das Stichwort ‘Ehe für Alle’ erwähnt.

So möchte ich also den Begriff der Sünde völlig anders zu denken wagen – und mich den beiden Verloren-Gleichnissen auf eine neue Weise zu nähern versuchen.

Ich meine, dass die Sünde von uns Menschen darin besteht, dass wir uns immer weiter von der Natur entfernen – und somit auch von uns selbst.

Wir Menschen hier in den sogenannten entwickelten, westlich geprägten Ländern, schreiten mit Riesenschritten voran, den Bezug zu den natürlichen Vorgängen nach und nach zu verlieren. Das zeigt sich für mich an Kleinigkeiten, etwa wenn es zu Weihnachten Erdbeeren zu kaufen gibt oder in grösseren Dingen, etwa in der Begradigung oder Kanalisierung von Flüssen.

Mir scheint auch, als verlören wir den Bezug zum Rhythmus des Tages, der Woche und des Jahres langsam aber sicher. Die Nacht wird ohne Probleme mit viel Licht zum Tag gemacht, der sonntägliche Ruhetag wird schleichend zu einem Einkaufs- oder Freizeitereignis mutiert und der Sommerurlaub über Weihnachten trägt das Seine zur Entfremdung des Menschen bei in Bezug auf sein natürliches Habitat.

Und noch an einer zweiten Ebene meine ich zu erkennen, dass wir Menschen uns immer weiter von der Natur entfernen: Es wird viel von der Beziehung zwischen Mensch und Umwelt geschrieben und gesprochen.

Nur: Wir s i n d Umwelt!

Wir sind nicht nur Teil dieser gesamten Natur, sondern wir sind sie. Und zwar in der höchsten Form der Individualität. Kein anderes Lebewesen ist sich dieser Erkenntnis bewusst, ausser wir Menschen. Deswegen nennen wir uns selbst ja auch ‘homo sapiens’ – der weise, verständige, kluge Mensch.

Wir sind diese Natur, weil wir alles, was uns umgibt, auch in uns und mit uns tragen:

Wasser, Einzeller, Bakterien, Viren und vieles mehr. Und indem wir essen, wird ein Teil unserer Umgebung zu einem Stück von uns selbst. Was die Kuh frisst und daraus in etlichen Stunden werden lässt, verarbeiten wir weiter und nehmen dieses vorläufige Endprodukt als Käse, Joghurt oder Kaffeerahm in uns auf. Und dabei haben wir sowohl vom Gras als auch von den Mägen der Kuh etwas mit in unseren Kreislauf aufgenommen.

Es geschieht also unablässig eine Transformation, eine Veränderung.

Aber wir Menschen meinen, wir befänden uns ausserhalb dieser Transformationen. Wir haben je länger desto mehr Mühe damit, anzuerkennen, dass wir in ständiger Beziehung zu allem stehen, was uns umgibt.

Wenn wir also den Begriff der Sünde in einer lebensnahen Bezogenheit denken wollen, dann besteht sie aus einem Verlust. Nämlich jenem der Geborgenheit innerhalb des Werdens und Vergehens von all dem, was wir Leben oder Schöpfung oder Natur nennen.

Geborgenheit meint ein Sein: ich bin geborgen in etwas, was mir entspricht. Zu spüren, dass mich meine Umgebung erfüllt und mich so sein lässt, wie ich gerade bin, zeigt mir die absolute Verbundenheit zwischen mir und allem anderen.

In solchen Augenblicken des Gewähr-Werdens dieser unmittelbaren Nähe zum Pulsieren der Wirkmächte der Natur, stellt sich ein schier unbeschreibliches Gefühl ein:

Ich bin mitten drin in diesem gigantischen Ganzen was wir Natur, Schöpfung nennen – und ich spüre es deutlich in mir. Als Glücksgefühl.

Daran sollten wir Menschen uns orientieren: Das beglückende Gefühl in uns zu verspüren, mitten drin in einem gigantischen Wirken zu stehen und die Verbundenheit mit allem so zu erfahren. Dieses Glücksgefühl kann sich einstellen, wenn ich einem Schmetterling das Fenster öffne, damit er seine Flügel in der Sonne weiten und davonfliegen kann. Wir gehören zusammen. Oder wenn ich einer behinderten Frau helfe, ihr Schuhband wieder zuzubinden. Ja, wir gehören zusammen! Alles gehört zusammen!

Amen.

